

Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, dann erinnere ich mich an schaurige Geschichten, die sich die Leute in meiner Stadt erzählten. Geschichten von Wölfen. Wölfe, groß und so weiß wie der Schnee in den Bergen. Man sagte, sie würden eine riesige Goldader, die einem sehr alten Mann gehöre, beschützen. Jedoch wusste niemand genau, wo sich diese Mine in den endlosen Weiten der Rockies befindet. Irgendwo drüben in Alaska – so viel schien sicher.

Ich wuchs allmählich zu einem jungen Mann heran. Diese Geschichten um die weißen Wölfe hatten mich bis in diese Tage verfolgt. Je mehr ich über jene Angelegenheit in Erfahrung brachte, desto stärker packten mich Fernweh und Abenteuerlust. Ich versuchte heranzutragen, was ich nur konnte, um an den Kern dieser Legende zu gelangen. Häufig war ich im Mietstall von Mr Eric, wie er in unserer Gegend nur genannt wurde. Er kam aus Schweden und hatte sich hier vor einigen Jahren als Schmied und Pferdehändler niedergelassen. Ich bewunderte immer seine mächtige Statur, wie sie hinter dem Amboss im aufsteigenden Rauch der Esse das glühende Eisen bearbeitete. Wenn die Goldsucher im Herbst hierherkamen, um sich ein Winterquartier zu sichern, erzählten sie mir manchmal von dieser Legende. Aber dennoch blieb das meiste im Dunkeln verborgen. Immer, wenn ich die Digger nach Details fragte, wichen sie mir aus oder schickten mich fort. Ich war fest entschlossen, nicht aufzugeben. Mr Eric meinte dann lächelnd: »Du wirst sie schon finden, Kleiner« und schlug weiter mit dem Hammer auf das Metall, dass es nur so krachte. Noch heute habe ich diesen eigentümlichen Klang im Ohr.

In mir reifte der brennende Wunsch, diesen alten Mann mit seiner Goldader zu finden. Ich dachte an nichts anderes. Die Leute in unserer kleinen Stadt riefen mir des Öfteren zu: »Seht doch, da läuft er. Träumt sicher wieder von seiner Goldader.«

»Oder von den riesigen Wölfen!«, fügte breit grinsend ein anderer hinzu. Beide gingen dann lachend an mir vorüber, ohne sich noch einmal umzusehen.

In diesen Momenten sammelte sich in mir eine ohnmächtige Wut. »Ich werde euch schon zeigen, dass ich recht habe. Wartet's nur ab!«, schrie es in mir. »Ich werd's euch schon zeigen.«

Dann ebften die Meldungen von jenen Geschichten ab. Ungefähr drei Jahre lang hörte ich nichts mehr von der alten Legende.

Die Ortschaft, die ich mein Zuhause nannte, liegt im Shakewak-Valley, am Fuße der hohen Berge, hinter denen sich das Yukon-Tal erstreckt. Die einzige Straße, die durch unseren Ort führte, war in Zeiten der Schneeschmelze – die Anfang Juni einsetzte – ein breiter und schlammiger Weg. Zäh wand er sich zwischen den Holzhäusern hindurch. Nicht selten kam es vor, dass einzelne Gespanne mitten auf der Straße im knöcheltiefen Schlamm Schwierigkeiten hatten. In diesen Situationen boten sie den Schaulustigen, die sich entlang der Häuser aufhielten, ein willkommenes Schauspiel. Mit den wildesten und übelsten Flüchen gaben die Fuhrmänner lautstark den Pferden oder Mulis die Peitsche, um möglichst schnell die morastigen Erdlöcher zu überwinden.

In den Zeiten des nahenden Frühlings 1896 glich unser Ort einem Schmelztiegel. Viele der Digger, die hier den Winter verbrachten, folgten wieder dem Ruf des Goldes. Sie nahmen alle Strapazen auf sich. Um hierher zu gelangen, mussten sie den Chilkoot-Pass überwinden. Nach den vielen Felsrutschen oder starken Regenfällen kamen sie völlig ausgemergelt von den Anstrengungen in Invent Junction an. Nicht selten verloren die Goldsucher einen Teil der Ausrüstung. In unserer Stadt suchten sie eine Zuflucht vor dem langen und harten Winter, bevor sie

dem Gold hinter den Bergen am Yukon oder weiter nördlich im Klondikegebiet zu Leibe rücken wollten. Wenn man in jenen Tagen durch den Ort ging, traf man auf Trapper, Goldgräber, Spieler und natürlich einen Haufen Gesindel, die nur eines im Kopf hatten – Gold – natürlich das Gold der anderen. Selbstverständlich brauchte diese Art von Diggern keine Ausrüstung – nur den Colt. Oft hörte ich in dieser Zeit die alten Lieder der Digger, die aus dem dunklen und verrauchten Saloon drangen.

An der Hauptstraße lag das Haus, in dem die alleinstehende Sally Brown wohnte. Sie war Witwe. Ihr Mann und mein Vater waren gute Freunde. Nachdem ihr Mann oben am Klondike etwas Gold fand, kam er in unseren Ort und baute sich dieses zwei-stöckige Haus. Als er dann seine Frau aus Alberta nachkommen ließ, wurde er krank und starb nach langem Ringen mit dem Tod. Mein Vater half der Witwe, so gut er konnte. Eines Tages packte ihn jedoch wieder das Fernweh. Er verschwand und ließ mich bei der Witwe zurück. Seitdem war sie für mich eine Mutter und Anlaufstelle. Sie lehrte mich die Dinge, die, wie sie meinte, ein junger Mensch wissen müsse. Ich glaube heute, sie war doch etwas stolz auf mich. Unter den strengen Augen der Witwe erlangte ich eine Art, wie sie es nannte, ›Salonfähigkeit‹.

Neben den vielen Abenteurern, die in unseren kleinen Ort kamen, besuchten uns auch eine Reihe Geschäftemacher, die im Schatten des zu erwartenden Goldes zu Reichtum gelangen wollten. Einige dieser Gentlemen wohnten bei der Witwe Brown, nachdem sie das große Haus als Pension führte. Für sie war es immer selbstverständlich, dass ich mit sauberen Händen zu den Mahlzeiten erschien und meine Frisur einen ordentlichen Scheitel auf der linken Seite aufwies.

Eines Tages sagte die Witwe zu mir: »Ach, Junge, geh' noch eben zu Mr Todder in den Laden und besorge mir etwas von dem Wachs für den Boden.«

»Klar, Tante Sally. Ich gehe gleich los«, sagte ich und war auch schon zur Tür hinaus. Auf der Straße herrschte zu dieser Tages-

zeit viel Betrieb. Ich schlenderte in Richtung des Stores von Mr Todder. Er kam vor vielen Jahren zusammen mit seiner Familie aus Grimshaw, Alberta, hierher. Da er den einzigen Laden in der Gegend hatte, besaß er so etwas wie ein Monopol. Gerade im Winter war der Weg nach Whitehorse zu beschwerlich und nicht selten unpassierbar. In seinem Geschäft gab es alles, was so für den täglichen Bedarf nötig war. Wenn etwas verlangt wurde, was er nicht hatte, dann ließ er es aus Whitehorse kommen – aber das kam sehr selten vor. An diesem Vormittag ging der etwas korpulente Mr Todder wie so oft vor seinem Laden auf und ab. Er schaute sich gern das Treiben auf der Straße an und kam mit den vorübergehenden Einwohnern oft ins Gespräch.

Plötzlich geschah etwas, was mein ganzes Leben umkrepeln sollte. Schon von Weitem hörte ich das wilde Getrappel von Pferden. Dann vernahm ich das Geklapper eines Wagens. Ich schaute in die Richtung, aus der das Hufgetrappel kam und sah, wie eine Pferdekutsche mit hoher Geschwindigkeit drüben aus dem Fichtenwald unterhalb der Berge auf unsere Stadt zuraste. Hinter mir sprachen zwei Digger miteinander: »Was ist das denn für ein Wahnsinniger, der so in die Stadt hineinprescht? Das kann doch nur der alte Sam sein, der wieder einmal total betrunken ist!«

»Tatsächlich. Es ist der alte Sam. Hab' ihn lange nicht mehr gesehen. Das fällt mir erst jetzt auf.«

Die Leute machten unwillkürlich etwas Platz, als der Pferdewagen in die Stadt hineinraste. Plötzlich lief ein junger Mann von der Seite her auf die völlig verschwitzten, galoppierenden Pferde zu und schwang sich auf den Rücken eines der Tiere. Mit einem starken Zug an den Zügeln brachte er schließlich das Gefährt in einer tiefen Fahrrinne zum Stehen. Sam, der mit offenem Mund die Aktion zu beobachten schien, war leichenblass und fiel vom Kutschbock direkt in den Schlamm der Straße. Auf dem Rücken liegend zog er einige Male ein Bein an und streckte es wieder aus. Mit dem Stiefelabsatz zog er eine tiefe Rinne in den Morast. Dann blieb er stöhnend und regungslos liegen. Für die

meisten Bewohner von Invent Junction war klar: Sam war wieder einmal bis zum Stehkragen abgefüllt. Daher wunderte sich auch niemand, dass der alte Mann einfach in den Dreck fiel. Als das Schauspiel vorüber war, und sich nichts Spannendes mehr zu ereignen schien, gingen sie unbeirrt weiter und kümmerten sich nicht um den alten Sam.

Ich bin so erzogen worden, dass ich zu jedermann freundlich und höflich zu sein hatte. Mein Vater – Gott stehe ihm bei, wo immer er auch sein mag – sagte oftmals zu mir: »Mein Sohn, in diesem rauen und harten Land, wo nur das Recht des Stärkeren zählt, fehlt häufig der Respekt und die Achtung vor den Mitmenschen. Bestimmt wirst auch du einmal Hilfe benötigen und bist froh, wenn du sie von fremden Menschen erhältst. Sei also immer hilfsbereit zu jedermann. Eines Tages, wenn du Hilfe benötigst, wirst du erkennen, dass es eigentlich deine eigene Barmherzigkeit ist, die durch deine Mitmenschen zu dir zurückkommt. Vergiss das nie, mein Sohn.« Diese kleine Maßregel meines Vaters fiel mir in jenem Augenblick wieder ein und ließ mich quer über die feuchte und matschige Straße zu dem Pferdegespann gehen. Dass ich eigentlich auf dem Weg zu Mr Todder war – nun, das hatte ich völlig vergessen.

Sam lag immer noch auf dem Rücken. Er schaute apathisch in den Himmel. Mir fiel auf, dass seine Kleidung zerrissen und mit Blut beschmiert war. Ich ahnte, dass irgendetwas nicht stimmte. »Sam, was ist mit dir? Kannst du mich hören?«, sprach ich ihn vorsichtig und ruhig an. »Merkwürdig«, dachte ich mir, »er riecht gar nicht nach Whisky.« Sam war nicht betrunken, wie es den Anschein hatte. Es musste also noch etwas anderes mit ihm geschehen sein. »So verhält sich kein Trinker, und der alte Sam schon gar nicht.« Wie oft hatte ich ihn durch unsere kleine Stadt wanken sehen, wenn er aus dem Saloon kam und versuchte, auf einem geraden Kurs zu seiner Hütte am Rande von Invent Junction zu gelangen.

Plötzlich hörte ich, wie er leise begann zu wimmern: »So hilf mir doch einer. Warum hilft mir denn keiner?«

Er sah mir direkt in die Augen. Ich weiß heute nicht mehr, was ich bei diesem flehenden Blick gedacht habe, aber mir ist noch bewusst, dass dieser Augenausdruck in mir etwas ausgelöst hatte, was ich bis zu diesem Moment nicht kannte. »Junge, hilf mir«, hörte ich wieder seine schwache Stimme. Ich trat näher an ihn heran und half ihm aufzustehen. Seine Jacke fühlte sich speckig an. Ein undefinierbarer Geruch stieg mir in die Nase. Als er sich aufgerichtet hatte und mich sah, drehte er sich schreckhaft zu mir herum. Seine knöchigen Finger packten fest meinen Arm, als wollten sie ihre Habhaftigkeit nie wieder aufgeben. Mit ängstlich verzerrter Stimme sagte er: »Junge, hilf mir!« Da erst sah ich die Angst in seinen braunen Augen unter den flackernden Lidern. Fortan war ich mir ganz sicher, dass er nicht betrunken war, sondern dass ihm irgendetwas Unheimliches begegnet war. Der arme Kerl zitterte noch so sehr am ganzen Körper, dass ich ihn stützen musste. Mit einer möglichst ruhigen Stimme sagte ich zu ihm: »Sam, komm' mit und setz' dich erst einmal. Du bist ja jetzt wieder zu Hause.« Vorsichtig führte ich den gebrechlichen, alten Mann über die Straße zu einer Holzbank, die unter einem der vielen Vordächer stand. Mit Bedacht setzte er einen Fuß vor den anderen. Die Leute beobachteten uns aus sicherer Entfernung und gingen dann ihres Weges. Als wir an der Bank ankamen, drehte Sam sich um und ließ sich auf die Sitzfläche der roh gezimmerten Bank fallen. Mit der Hand wischte er über den Bart am Kinn und holte tief Luft. In seiner Aufregung stotterte er dann vor sich hin: »Du ... du glaubst ja gar nicht, was mir passiert ist, mein Junge!«

»Nur die Ruhe, Sam«, sagte ich zu ihm. In mir stieg eine gewisse Neugier auf. »Warum benimmt Sam sich so geheimnisvoll und wo ist er die ganze Zeit gewesen?«, dachte ich, während ich ihn beobachtete. Ich überlegte, wann er das letzte Mal gesehen wurde. Mir fiel es nicht ein. Auf jeden Fall, so kam ich zu dem Schluss, war es eine ganze Weile her. Ich drehte mich ihm zu und ermunterte ihn zum Gespräch: »Erzähl' mir doch alles der Reihe nach, Sam!«

Allmählich schien er sich zu beruhigen. »Junge«, holte er mit

einem Seufzer aus. »Eines vorweg: Ich bin stocknüchtern – ich schwöre es. Aber was mir in den letzten Monaten, es waren doch Monate?« Er schien in sich hineinzuhorchen. »Junge sag' mir: Welches Jahr haben wir?«

Ich versuchte, meine Verwunderung herunterzuspielen. »Was soll das, weiß der alte Sam etwa nicht mehr, welches Datum wir haben?«, überlegte ich mir.

»Was ist denn nun?«, holte Sam mich aus meinen Gedanken zurück.

»Sam, wir schreiben heute Sonntag, den 13. Juni 1896. Warum fragst du?«, fügte ich schnell die Frage an.

Sam schaute mich verwundert an und wiederholte langsam das Datum. Er schien über irgendetwas nachzudenken. Dann sah er mich unverwandt an und legte los: »Weißt du, als ich vor vier Monaten aus Invent Junction wieder abgehauen bin, um weit oben in den Bergen nach Gold zu schürfen, da hatte ich, wie so oft, einen zu viel getrunken. Um es mal so auszudrücken: Ich war sturzbesoffen! Ich lege mich also hinten in den Wagen zwischen meine Vorräte und muss irgendwie eingeschlafen sein. Auf jeden Fall bemerkte ich gar nicht, dass die Pferde durchgegangen waren. Irgendwann muss ich dann wohl wieder aufgewacht sein. Die Pferde grasten und ich kratzte mich am Kopf, verstehst du, Junge? Du wirst wach und guckst über die Planken deines Wagens, siehst hinter den mit Schnee bedeckten Bergen die Sonne aufgehen. Sie schien so grell über die Berghänge, dass die Baumkronen riesige Schatten ins naheliegende Tal warfen.«

»Wusstest du denn zu der Zeit überhaupt, wo du warst?«, fragte ich ihn zwischendurch, weil ich sah, wie sehr ihn die Erinnerungen aufregten.

»Junge!«, wies er mich zurecht, »ich hatte keinen blassen Schimmer, wo ich mich überhaupt befand. In so einer Region bin ich noch nie gewesen, geschweige denn, habe ich je von so einer Gegend, wie die da oben, gehört. Das Einzige, was ich weiß, ich war sicher drüben in Alaska. Wegen der Sonne, verstehst du.«